

## Das Menschlein Matthias.

81] Erzählung von Paul Jlg.

An den großen, hilfreichen Meister über den Sternen dachte er auch nicht mehr. Er wollte überhaupt an niemand mehr denken. Dazu war nun doch alles viel zu schlimm geworden. Am besten legte er sich irgendwo hin, um zu sterben.

Als jedoch in der Nähe ein dürrer Ast zu Boden fiel, spannte er noch einmal alle Kräfte an. Weiter, durch knackendes Gebüsch, über stehendes Gestrüpp hinweg, solange ihn die Beine noch trugen.

Wie er dann unverhofft vor den Haslacher Scheibensand zu stehen kam, wußte er sofort: hier, an dem für die Geschöpfe aufgeworfenen Rain wollte er sich hinlegen und schlafen. Der überspannte kleine Kerl spürte sich selber nicht mehr. Und so sorglos warf er sich schließlich hin, als hätte er nichts auf der Welt zu verlieren.

Das letzte, was der Flüchtling vernahm, war eine von weither kommende, leise rauschende Musik. Schlaf und Ohnmacht waren eins . . . er sank in einen bodenlosen Abgrund, wohlgeborgen im Reich der Träume.

Lag er da nicht in einem verzauberten Garten? Zwei Herolde erschienen, die in helltönende Drommeten bliesen, ganz wie er's am Fest in Treustadt erlebt hatte . . . wonach denn auch alsobald ein wohlgeformter, glänzender Zug aufrückte. Alle miteinander trugen sie eine riesenhafte goldgrüne Büchse, die Matthias auf den ersten Blick als das Geschenk des Vaters wieder erkannte. Nur die Träger erregten seine Verwunderung. Lanter mannshohe bekleidete Blumen waren es, lange Stangen, dicke Köpfe, die steif und würdig wippten, als hätten sie einen Toten zu bestatten. Er selbst, der Trummer, lag bähchlings hinter einem Busch und hielt mit aller Macht an sich, um nicht laut anzulachen. Inzwischen hatten die Traumgestalten sich ihrer Last entledigt, die zwei Herolde öffneten mit großer Mühe den Deckel, hoben einen silberglänzenden Tisch heraus, den sie wehklagend begruben, und endlich kam etwas so grausam Komisches, daß dem Wichtlein hinterm Busche schier das Zwerchfell plaken wollte. Jedwede der Blumen trat mit feierlicher Gebärde vor die leere Büchse hin, nickte dreimal hinein, und huch — war sie verschwunden. Als der Lauscher sich von seinem argen Lachen erholt und die Augen getrocknet hatte, war's leider schon aus mit dem lustigen Spuk. Einzig die Büchse stand noch da, geschlossen: vor Schreck war ihr der Deckel zugefallen. Die sollte ihm nun sicherlich nicht entgehen. Behutsam kroch er aus seinem Versteck hervor, ergriff sein Eigentum an dem seidenen Tragband und machte neugierig, wie er einmal war, den Deckel wieder auf. Ein lieblicher, erquickender Beischenduft schlug ihm entgegen und betäubte ihn fast. Matthias drückte gleich wieder die Augen zu und faßte sich an die Nase, wo er denn diesem Wohlgeruch schon begegnet sei, da — sonderbar — hing er auch schon am Hals seiner lieben Mutter, die noch weit prächtigere Kleider trug als je zuvor, und noch viel berückender duftete. Zimmer zu herzte und küßte sie ihn, und er wehrte sich dessen nicht. Wie mehr wollte sie ihn von sich lassen und so herrlich wie einen Prinzen denke sie ihn zu begen und zu pflegen. Es wurde auf der Stelle ausgemacht, daß er sie fortan wieder täglich zur Besuche begleiten dürfe und überdies nur das Allerfeinste — Bratwürste und richtige braune Apfelsuchen — zur Speise erhalten solle. Gleich holte sie ihm so eine von weiten duftende Leckerei aus dem Schrank, aber just, als er herzlich hineinbeißen wollte, plumpste er über den wonnigen Traum ins Bewußtsein.

O Himmel war das ein Erwachen! Das Sonnenlicht traf ihn mit einem Male, es schlug wie eine Lohzunge wärmend in den froststarrten Körper und setzte mit der würzigen Morgenluft schnell alle seine Nerven und Muskeln in brausende Bewegung. Da küßte er denn, wie wohl das tat, so von Licht, Duft und Farben umspielt, mit allen Sinnen zugleich ins Leben zu tauchen. Aber das Frohlocken erstarb ihm in der Kehle. . . . Ein Satz, und da stand er in heillosem Staunen.

Wo war denn bloß seine Kraxe hingekommen? Lebte er noch im Gestern oder schon im Heute? Blischnell reichten sich die Merkmale seines Erlebens aneinander. Der Flüchtling ermaß bei Klust, die ihn vom vergangenen Tage und

von denen trennte, die ihn hierhin getrieben hatten. Das war nun einmal geschehen. Ein Zurück gab es nicht mehr. Verheißungsvoll strahlte der Traum herüber in seinen Tag.

Noch etwas versonnen zerrte er an seinem tausendten, vertragenen Gewand, das vor Schmutz und Staub für wasserdicht gelten durfte. Na, was war denn das? Was kimperte da im Hosensack? Geld? Nun ja! Natürlich, versteht sich, der Warenerlös von gestern. Warum hatte er den nicht zum anderen Gut in den Korb geworfen? Halb schuldbehaftet ließ er Stück für Stück von einer Hand in die andere gleiten: drei Franken und sechzig Rappen!

Es dauerte nicht sehr lange, da stimmte ihn der Besitz dieser Barschaft ganz heiter und zufrieden. Er mußte ja auch leben. Wenigstens fünf Stunden brauchte er, um nach Treustadt zu kommen. Und dort? So wie er da stand, barfuß, ohne Gut in diesen wüsten Hüttenhöfen . . .? Aber was sollte er auch sonst beginnen? Am besten machte er sich fürs erste auf den Weg ins Tal. Er kannte die verstecktesten Schliche. Nur fort! Unterwegs würde ihm dann wohl noch ein Lichtlein aufgehen! Etwas wie Freiheit und Selbstbestimmung belebte sein Denken.

Und als er beim Anblick einer Wirtschaft Essengelüste verspürte, trat er kühn wie ein Wirtiger in die Stube, sah sich vorsichtig um und setzte sich an den nächsten Tisch.

Der feiste Wirt musterte den wunderlichen Gast und schnitt eine witzige Grimasse.

„Was wär' dem Herrn gefällig?“ Matthias wollte einen warmen Kaffee oder ein Glas Milch verlangen, da fiel sein Blick auf den Schanktisch.

„Ein Glas Saft mit Viberfladen!“ beehrte er waghalsig.

Der Wirt stemmte beide Arme auf den Tisch. „Aho . . . Saft mit Viberfladen? Du bist grad kein Narr. Und die Vaben, he? Hast denn Geld, Bub?“

Freilich hatte er welches, der durchgebrannte Handelsmann! Stumm legte er ein Handvoll Nickel auf den Tisch und sah auf, dumm und unverkämmt.

„Oho . . . so viel?“

„Ahm . . .“

Der Blick des Wirts maß den Wert der Münzen und bekam dann einen recht mißtrauischen Stich. Das Büchlein stellte das Weineschlecken ein.

„Sofo. Allerhand Achtung! Und woher hast's? Ich mein schier . . . gestohlen? Hä oder nicht hä? Wem gehört Du, wie heißt mit Vatersnamen? Sag's her oder ich hol' den Landjäger!“

Matthias wurde brandrot, stammeltee etwas von einer Sparbüchse, langte derweil mit der vollen Hand nach der Tasche, mit der anderen nach der Tür — und eh' der Wirt eine Hand hoch hatte, war der Schlingel schon zum Loch hinaus. Vom Fenster auf die Straße konnte der Alte sehen, was die Angst ausrichtete, wo sie in junge Beine fährt. Das lief, was der Boden fassen konnte, hui und fort! So leucht dem Fliehenden den strahlenden Blick des Wirtes auf seinem Rücken hasten glaubte, hielt er nicht mehr an. Erst in respektvoller Entfernung wich die schamhafte Beklemmung. Talab, dem Wald entlang breiteten sich Wiesen mit weiden-dem Vieh. Schon röteten sich die Hagebütten und die Herbstzeitlosen öffneten ihre giftigen Kelche. Von unten herauf winkten die Obstgärten, dort waren nun wohl die Mostpressen im Schwung, dort gab es natürlich auch Läden, wo er sich unauffällig Würst und Brot beschaffen konnte. Bei dieser guten Aussicht vergaß er den mißlichen Vorfall vollends. Zimmer mehr machte er sich ein dreistes, entschlossenes Wesen zu eigen und ließ seine Augen kühn umherstreifen.

Im Gehen erinnerte er sich plötzlich: heut vormittag war ja Schule in Ungaisau. Was mochte wohl geschehen und gesprochen worden sein, als beim Appell des Lehrers auf den Ruf „Matthias Böhi“ kein „Hier“ erfolgte? Vielleicht war sein Vetter Konrad aufgestanden und hatte gemeldet, der Matthias sei entlaufen. Daraufhin war es gewiß ganz unruhig geworden in der Klasse, und der Lehrer mußte auf sein Pult trommeln: „Ruhe im Glied! Warum ist er denn fortgelaufen, der Matthias?“ Das hatte dann auch Konrad nicht eingestehen mögen. Man munkelte vielleicht etwas Entsetzliches . . . er sei ertrunken, unter die Räder gekommen oder so.

Diese schauererregenden Gedanken konnte Matthias nicht weiterpinnen, weil gerade ein später Schmetterling mit goldgelbem Flügelrand an ihm vorbeiflog. Da zitterte er schon vor Begierde, als sei das Wunder rein nur für ihn geschaffen. Aber ach! wie konnte er seiner habhaft werden? Ja, wenn er jetzt bloß Netz und Büchse, deren ihn die Wasgotte beraubte, zur Hand gehabt hätte! Statt dessen zog er sein rotbedrucktes Schnupftuch hervor, schlich dem Wunderding leise nach und deckte es glücklich zu. Wie schade, nirgends war eine Schachtel zum Aufbewahren zu finden. Der gequetschte, sterbende Falter zuckte nur noch mit dem samthaarigen Leibchen, was dem mitleidigen Häcker bis ins Innerste weh tat.

„Hm . . . so flieg halt wieder fort, du dumme Kerl, flieg!“  
Da rauschte es im Gebüsch, und Matthias fuhr gleich wieder der lähmende Schreck in die Glieder.

Ein kleines Mädchen trat neugierig heraus, einen scheuen, fremdlichen Augengruss bietend. Der Flüchtling streckte ihr seine zarte Beute entgegen: „Willst das?“

Die Kleine besah sich das Ding aufmerksam, schüttelte jedoch verneinend den Kopf.  
„Aber da?“ Er hielt ihr grobartig einen Zwanziger hin. Wie sie da schelmisch lachte! Natürlich meinte sie, er wolle sie bloß necken. Da faßte er ihr vom Brombeersammeln ganz schwarzes Händchen und drückte den Nidel hinein.

„Ach hab' noch viel davon, siehst Du?“  
Wirklich, eine ganze Handvoll kam da zum Vorschein. Sie mußte ihm für ein halbes Fränklein ihre ganze Ernte verkaufen. Das wurde sein Frühstück. Noch nie hatte ihm eines besser gemundet. Und die Sanimlerin sah fast bestürzt zu, wie schnell der schöne Vorrat verschwand.

(Schluß folgt.)

## Die Lebensretter.

[Schluß.]

Von Karl Schönherr.

Als der Professor fort war, tauchte die Mutter ihr Taschentuch in das Wasserglas auf dem Nachtkästchen und sah sich heimlich nach allen Seiten um. Als sie sich un beobachtet glaubte, bückte sie sich hastig auf den Boden nieder und begann mit dem nassen Luche die Dielen zu scheuern. Die beiden Flecken wollen nicht verschwinden; sie sind immer da: der dunkelrote und der kleine blasse rosenrote.

Wie die Mutter so rieb und scheuerte, spürte sie plötzlich an ihrem Rocke etwas krabbeln; als ob sich kleine Fingerringen daran festhalten und einkrallen wollten; und ein sabendünnes Stimmchen hörte sie hinter sich leise klagen und wimmern:

Mutter oh; Hedi mag nit fliegen; nit Engeln spielen . . .  
Die Mutter sprang vom Boden auf und schaute hinter sich: Sah sie zu Häupten des Bettes den Franzel stehen, wie er sehnsüchtig mit großen grauen Augen nach den Obstkörbchen und Süßigkeiten starrte.

Da packte die Mutter ein Grauen. Sie floh wie gehezt aus dem Saale. Ueber Korridore und Gänge lief sie, durch Höfe und Gärten, durch Gassen und Straßen der Großstadt, über weite Plätze hin . . .

Vor ihr her lief der Franzel; und neben ihr, hart an des Mutters Lende geschmiegt, trippelte das klein auschreitende Hederl; es hatte die Fingerlein fest in ihren Rock verfrallt, damit es nur im Straßengewir die Mutter nicht verlore.

Dort glänzt der Strom. Mutter lauf zu; das Wasser wird dich von aller Qual erlösen.

Als die Mutter in die Nähe der Brücke kam, stand der flinfbeinige Franzel schon dort und wartete; als die Mutter die Brücke erreicht hatte, stand er bereits sprunghbereit auf dem Geländer und winkte ihr mit den Augen; und als sich die Mutter in Erlösungsschnsucht mühsam auf das Geländer geschwungen hatte — denn bleischwer hing kein Hedi ihr am Rock — da hatte Franzel schon den Sprung gewagt; aber er war verkehrt gesprungen, das Gesicht der Mutter zugewendet; so brauchte er seine großen grauen Augen auch während des Sturzes nicht von ihr zu lassen.

Der Wachmann Nr. 335, ein junger, blühender, blondbärtiger Niese stand keine 20 Schritte weiter unten auf Posten. Er sah die Frau von der Brücke ins Wasser springen. Rasch lief er die Uferböschung entlang und spähte hilfsbereit nach einer Rettungsgastille aus. Selbstverständlich war weit und breit keine zu sehen. Mit den Rettungsgastillen ist es wie mit den Wachleuten: es gibt deren, oja; aber gerade, wenn man sie dringend benötigt, sind sie manchmal nicht zur Stelle; der brave 335er ist ausgenommen.

Dort treibt die Mutter schon gegen die Mitte des Stromes. Einen Augenblick besann sich der Wachmann. Man hat auch sein Weib und ein jung Kind zu Haus; aber es geht um des Nächsten Leben, und wer ein braver Mann ist, besinnt sich nicht lange. Er warf den Rock von sich, schlüpfte hurtig aus den hohen, schweren Leberstiefeln und sprang der Frau nach in die kalte Flut. Mit kraftvollen Armschlägen teilte er das schmutzige Wasser und pustete

mit vollen Backen die Luft vor sich her, um sich Nase und Mund frei zu halten.

Am Ufer und auf der Brücke sammelten sich rasch die Leute an. Kopf an Kopf drängten sie sich und sahen aufgeregt dem Schauspiel zu. Machten dabei ihre Bemerkungen:

„Der schwimmt ja wie ein Neufundländerhund!“

„Er hat sie schon . . . er hat sie . . .“ ging es durch die Reihen.

Einer stieß seinen Nachbar an:

„Mit Verlaub, ich seh schlecht; ist's eine Junge oder eine Alte?“

„Eine neue Bewegung geht durch die Menge:

„Sie wehrt sich; aber der ist stark wie ein Bär; sie kommt ihm nicht aus!“

Der Polizist schwamm mit der Geretteten uferwärts. Die Strömung trieb ihn wohl noch ein Stück weit mit, aber er kam dem Ufer immer näher.

Die aufgeregte, von Wachmanns Heldentat begeisterte Menge lief und drängte der Stelle zu, an welcher der kühne Retter sich zur Landung aufschickte.

Ein Händellatschen und Tücherchen ging los. Je näher er dem Ufer kam, um so rasender tobte der Beifall. Hundert hilfsreiche Arme streckten sich in christlicher Nächstenliebe nach dem todesmutigen Retter und halfen ihm mit der schweren Last über die steile Uferböschung hinauf.

Der Wachmann war kaum mit beiden Füßen aus dem Wasser, da ertönte auch schon das bekannte schrille Pfeifchen; der rote Wagen der Rettungsgesellschaft rasste heran. Der Arzt und seine Gehilfen sprangen fix vom Wagen, drängten unwillig die müßigen Gaffer beiseite und machten sich über die leblose Frau her.

Der Wachmann ließ sich erschöpft auf der Uferböschung nieder. Er zitterte vor Kälte. Das Wasser tropfte von seinem Leibe. Auf Augenblicke wurde ihm schwarz vor den Augen. War auch eine übermenschliche Anstrengung gewesen! Das Weib hatte sich gewehrt wie eine Wahnsinnige und ihn zweimal in die Hand gebissen. Er wurde von allen Seiten umringt und umjubelt. Jeder wollte ihm die Hand schütteln, jeder sein Gesicht sehen; wortfarge Männer wurden im Lobeseifer redselig wie alte Weiber; Mütter hoben ihre Kinder hoch.

Eine sehr resolute Bürgersfrau mit rotem Gesicht drängte sich mühsam an den Wachmann heran:

„Zittern ja vor Kälte wie espenes Laub! . . . Marsch! Auf der Stell ziehn Sie sich Rock und Stiefel an und dann heim mit Ihnen ins warme Bett! Verstanden!“

Im Nu war des 335ers Bluse zur Stelle. Vier Damen leiteten die herkulischen Arme des Wachmanns sorgsam, zart, als wären sie gebrechliches Zuderwerk, in die Ärmel.

„So! Und jetzt noch die Stiefel! Wo haben Sie denn Ihre Stiefel?“

Hundert geschäftige, hilfsbereite Menschen suchten eifrig das Ufer ab nach Wachmanns Stiefel.

Da schob sich ein schlichter Mann aus dem Volke vor und berichtete:

„Vor fünf Minuten hab ich bei der Brücke droben so einen polizeiwidrigen barsüßigen Kerl in hohe Stiefel schliefen sehen! Auf eins, zwei war er in den Stiefeln, und auf drei in der nächsten Seitengasse!“

Da begannen die vorne Stehenden zu schmunzeln; andere fragten:

„Was ist? Was gibt es zu lachen?“

„Man hat dem Wachmann die Stiefel gestohlen,“ ging es von Mund zu Mund. Die Heiterkeit wuchs. In allen Ecken und Enden begann es zu kichern. Einer steckte den andern an. Lachsalben flogen auf. Und als nun gar der Wachmann in steigendem Aerger und stotternd vor Kälte immerfort nach seinen Stiefeln rief, da gab es kein Halten mehr. Die Menge brüllte vor Lust und Behagen. Wöfe Witzworte fielen. Man stichelte und wickelte, foppte und verhöhnzte den Hüter der öffentlichen Ordnung, der sich seine Stiefel stehlen ließ.

Schade, daß der Gauner, der sie ihm gestohlen, nicht zur Stelle war. Der wäre jetzt der Menge Held gewesen.

Der von Frostschauern geschüttelte Wachmann mußte zum endlosen Gaudium der Leute in Strumpfsoden über die Straße laufen und sich in die nächste Droschke flüchten.

Hinter dem Wagen her johlte der Böbel.

Der Rettungsarzt und seine Gehilfen bemühten sich eindringlich um das anscheinend leblose Weib. Es wurde fieberhaft gearbeitet. Man hatte ihr den Kopf tief gelagert; machte ihr den Mund und die oberen Luftwege frei; man massierte ihren Körper funktgerecht von unten und oben nach dem Herzen zu; man kitzelte ihr die Fußsohlen und Handteller, um die Haut zu reizen; man leitete die künstliche Atmung ein; nichts wurde unberührt gelassen, um den erlöschenden Lebensfunken wieder anzufachen . . .

Gott sei Dank, endlich begann der Körper zu reagieren. Der Arzt wischte sich den Schweiß von der Stirne und atmete auf:

„Gerettet!“

Die Arme wurde sorgsam in wollene Decken gepackt und vorsichtig in den Wagen gehoben. Der Arzt und seine Gehilfen sprangen fix nach. Der Kutscher haute auf die Pferde ein. Das Pfeifchen schrillte. Der Rettungswagen rollte in rasendem Tempo durch die Gassen und Straßen der Großstadt.

Die übermenschliche Anstrengung im kalten Wasser war selbst für den riesenstarken 335er zu viel gewesen. Er lag mit entzündeten

Jungen Kerbkrank dahin, gepflegt und gewartet von seinem jungen Weibe. Das Fieber raste wie ein verheerender Wildbach durch den herkulischen Körper; es warf ihn auf dem Lager auf und schüttelte ihn, daß die Bettstatt krachte. Seine sieberglähenden, blauen Augen starrten immer und immer wieder in den Stubenwinkel. Dort sah er in seinem Fiebertwahn den Tod in Gestalt eines Tigers auf dem Boden liegen und mit tödlichen gelben Klauenaugen zu sich herüber blinzeln.

Der vielbeschäftigte Kassenarzt kam, sah, schrieb und ging; das Weib eilte ihm immer bis zur Stiege nach; wenn sie nach einer Weile wieder leise in das Zimmer kam, waren ihre Augen verweint.

„Was kennst du? Meinst, ich hab schon die Reifestiefel an? Dummes Weib!“ So tröstete sie der Todfranke in lichten Augenblicken.

„Keine Minute hab mirs besonnen, meines Nächsten Leben zu retten! dafür soll meines hin sein?“ Er redete die fieberheissen Hände gen Himmel empor:

„Willst Gott, gibst Gott ... es gibt noch eine Gerechtigkeit!“ Dann irrten seine Augen wieder in den Stubenwinkel, wo er Tag und Nacht den Tiger auf der Lauer liegen sah:

„Gib nur her ... verfluchte Tigerlaß; du wirst mich nicht fassen!“

Er wurde immer kränker. Der Doktor gab keine Hoffnung mehr. Er möge seine Sache mit Gott in Ordnung bringen, ließ er ihm durch das Weib sagen.

Aber der Wachmann wollte nichts davon wissen: „Und so wahr ich auf die ewige Seligkeit hoff ... und in Sünden bin; aber jetzt brauch ich mit Gott noch kein Ordnung zu machen: Ehender bricht Welt und Himmel ein!“

Der Tiger im Winkel erhob sich und schlich sich mit weichen Pfoten von der Ecke gegen die Mitte des Zimmers. Dort legte er sich wieder auf die Lauer und blinzelte mit seinen gelben Klauenaugen zum Bett hinüber. Das Weib schluchzte laut.

„Weib und Kind ... haltet ruhig! Wir kann und kann nichts geschehen; es gibt noch eine Gerechtigkeit.“

Der Tiger erhob sich und schlich leise näher. Knapp vor dem Bette duckte er sich zum Sprung. Seine Schnauze berührte den Betttrand; sein glühender Atem streifte den Kranken.

Das trostlose Weib zündete die Sterbekerze an. Der kranke Riese keuchte und atmete schwer. Große Schweißtropfen perlten auf seiner Stirn.

Aber er starrte dem Tiger furchtlos in die glühenden Augen: „Spring mich an, wenn du kannst ...“ lallte er. „Ehender kugelt Himmel und Welt durcheinander!“

Der Tiger sprang auf. Mit einem Satz war er auf dem Bett und warf sich über ihn her. Der Wachmann keuchte; seine Arme schlugen in der Luft herum; er wehrte sich verzweifelt um sein Leben. Es half nichts. Der 33er mußte sich ergeben. Die riesigen Arme begannen sich zu lösen; der gewaltige Brustkorb wollte sich nimmer heben.

In finsterner Todesruhe lag er auf dem Strohsack. Sein brechendes stahlhartes Blauauge irrte Gerechtigkeit suchend von der Welt ins Jenseits.

Aber Himmel und Erde fielen nicht durcheinander. Die Natur lag in tiefem Frieden. Draußen grünte und blühte es; die Luft war weich und lind und hell schien die Sonne bis in Mutters Tobfuchtszelle. Da sah sie wohlbewacht in ungestörter Todessehnsucht; lobte und schrie:

„Neunmal verflucht der Hund, so mich aus dem Wasser gefischt!“

Braver 33er; warum muhlest Du gerade zur Stelle sein, als Eine ins Wasser sprang?

## Zu Schiff nach Durazzo.

Von Ludwig Leissen.

Sandig, eintönig, an Sümpfen und Fieber reich, zieht sich zwischen Medua und Valona am Adriatischen Meer ein Küstenstrich, der die westliche Grenze des albanischen Landes bildet. Die großen Seeschiffe pflegen nur selten die Hafenküste dieser Küste anzulaufen. Wer Bilder vom Leben und Treiben der albanesischen Küstenbewohner mit sich nehmen will, der muß schon einen jener Transportdampfer besteigen, die allwöchentlich den Weg von Triest nach Korfu machen.

In Dulcigno, der montenegrischen Grenzstadt, waren wir auf das Schiff gegangen. Die Berge der Crnagora, die sich grau und trocken gen Himmel reckten, wurden kleiner und kleiner, bis sie ganz verschwunden waren. Nur landeinwärts dümmerten noch am fernen Horizont, in goldene Lichtnebel gehüllt, die schnee- und eisgekrönten Bergriesen des albanischen Innenlandes auf. Die Küste aber lag flach und sandig da. Ganz selten zeigten sich uns die Spuren einer menschlichen Ansiedelung. Und in gemessener Entfernung vom Ufer glitt der vielen Sandbänke halber unser Schiff dahin.

Ein halbes Duzend elender Baracken an einer Bucht, die von einer lehmfarbenen, sandbanähnlichen Landzunge gen Süden abgefloßen ist: Das ist der Hafen von Medua, der ersten albanischen Ortschaft auf unserem Wege. Das landeinwärts gelegene Stutari gibt diesem Hafen seine Bedeutung, die er sonst

wohl kaum verdienen würde. Stutari, der kommerzielle Stapelplatz für ganz Nordalbanien, vermittelt durch Medua den bei weitem größten Teil der gesamten Ein- und Ausfuhr dieses Gebietes. Mit Landeserzeugnissen über und über vollgepfropfte Barken kamen in langer Reihe an unser auf hoher See verankertes Schiff, seine Frachträume mit Kisten und Kästen, mit Körben und Ballen füllend. Das währte Stundenlang und bot dem Auge gar mannigfaltige, bunte Bilder. Die Barkenführer, welche die Lebhaftigkeit der Südländer mit dem würdigen Ernst der Moslims verbunden, waren fast durchweg prächtige Gestalten.

Bei den Albanesen trägt sich fast jeder Stamm anders. Gewöhnlich kleiden sie sich jedoch in blaue Kluderhosen oder in weite, weiße Beinkleider. Eine knopfloze, weiße oder blaue, oft weit ausgelegte Weste gibt dem Anzug etwas Malerisches. Den bei den Mohammedanern kahl rasierten Kopf deckt eine weiße, tütenförmige Friesmütze oder der mit dem Turbantuch unwiderrötelte rote Fez. Auf seine Waffen, deren er ein ganzes Arsenal bei sich zu tragen liebt, ist der Albanese sehr stolz. Reich ausgelegte Pistolen, prächtige Messer schauen aus dem mit Messingnägeln oder Steinen verzierten Lederleibgurt. Die Klinge, meist eine uralte Konstruktion, hängt ihm über der Schulter, wenn er einen Gang ins Nachbardorf, oder in die Stadt vorkat. Die Häuser der Albanesendörfer machen einen unschönen und unscheinbaren Eindruck, zumal mit dem Anbringen von Fenstern soviel wie nur irgend möglich gespart zu werden pflegt.

Ein ganzer Trupp Albanesen ist an Bord unseres Schiffes gekommen. Etwas Stolz und Trotziges blüht ihnen aus den Augen. Vornehm und selbstbewußt schreiten sie das Deck der Länge nach auf und ab oder stehen plaudernd und lachend in Gruppen beieinander. Auch eine Schar von Frauen hat sich eingefunden. Es sind weißgekleidete, mullverschleierte Türkinnen, welche einer jungen Mutter, die einen Säugling im Arm hält, das Geleit geben. In einer Ecke des Schiffsraumes haben sie sich zusammengestellt. Ihre Unterhaltung wird nur im Flüsterston geführt. Der kleine Türkenjüngling, der schon den Fez als Kopfbedeckung trägt und über und über mit Amuletten behängt ist, bildet den Mittelpunkt dieser Gruppe. Als dann die Schiffsglocke das erste Zeichen zur Abfahrt gibt und es an das Abschiednehmen geht, will das Küssen, mit dem Mutter und Kind bedacht werden, gar kein Ende nehmen. Das Baby hat es den Frauen ganz besonders angetan. Wieder und immer wieder führen sie ihre Lippen an seine Stirn, seine Wangen und seine kleinen Hände. Als sie dann unten in der mit Teppichen und Polstern ausgelegten Barke Platz genommen und der Wind sich in das mattgrüne Segel gesetzt, gleichen die dem Strande Zurückbleibenden in ihren langen, weißen Gewändern und Hauptschleiern einer Schaumwelle auf dem blauen Spiegel des Meeres, die langsam der Küste zurollt ...

Es ging weiter gen Süden. Auf Deck war es bereits bunter und lebhafter geworden als bisher. Auch wir Kajütenpassagiere hatten einen neuen Reisebegleiter bekommen: einen Beantun in europäischer Kleidung und mit europäisch geschnittenem, bereits ergrauemdem Spitzbart, den seine Regierung nach Durazzo versetzt hatte.

Wir wurden bald bekannt miteinander. Er sprach französisch und so konnten wir uns wenigstens einigermaßen verständigen. Seine Besetzung hatte ihn jedoch in eine so freudige Aufregung gebracht, daß er für nichts anderes Interesse hatte, als für seinen zukünftigen Aufenthaltsort. In den glühendsten Farben suchte er uns alle Herrlichkeiten Durazzos zu schildern. Und der Schluß seiner begeisterten Erzüsse war immer: „Durazzo grande ville! Durazzo belle ville!“ (Durazzo ist eine große und schöne Stadt.) Trotz seiner europäischen Mäuren beachtete der Mann aber streng die Vorschriften seiner Religion: er genoß nichts von dem, was die Schiffsküche bot, sondern hielt sich an den auf streng rituelle Art zubereiteten Inhalt seines recht geräumigen Speisekorbes, aus dessen Tiefen er ein gebratenes Hühnchen nach dem anderen hervorangelte; auch Brot, Obst und Süßigkeiten fehlten ihm nicht als Zuspeise und Nachtisch.

Das Schiff ist wieder auf offenem Meere vor Anker gegangen. Am fernen, flachen Küstensaum eine Handvoll Häuser. Ein paar Minarets streben schlank und starr über braungüne Dächer empor. Ein Holzsteg, primitiv und unbeholzen, schiebt sich in die See. Barken mit braunen, gelben oder sämuhigroten Segeln kummeln sich im Hafen. Ein paar Ruderboote schlepen, in der Richtung auf unser Schiff zu, über die bewegten Wellen; bald ist unser Dampfer dicht von Barken und Booten umschwärmt, deren Führer im lauten Lärm sich durch Geschrei und lebhafteste Bewegungen zu überbieten suchen.

Wir liegen vor Durazzo, dem alten Dyrachion, wozu die Römer ihren größten Redner Cicero verbannt hatten, wo vor nahezu zwei Jahrtausenden blutige Schlachten zwischen Cäsar und Pompejus geschlagen wurden, und auf dessen Besitz die Serben jüngst noch so überaus großen Wert legten.

Auf unserem Dampfer ist es lebendig geworden. Für viele ist das Ende der Reise gekommen. Ihre Angehörigen oder Freunde, die mit einer der Barken bis dicht an den Riesenleib des Schiffes herangekommen, haben sie bereits gesichtet. Jetzt drängt alles dem Fallreep zu: jeder möchte als erster an Land kommen. Auch wir sind die steile Stiege hinuntergesteigert. Ein paar Barkenführer liegen sich unsferwegen bereits in den Haaren. Die Schimpfworte in einer uns fremden Sprache fliegen hagel-

bicht. Endlich gelingt es einem der beiden Rivalen, sich mit seinem Boot hart an die unterste Stufe des Fallreeps zu drängen. Mit einem energischen Griff hat er uns in seine Barke bugsiert. Ein paar Aberschläge treiben uns aus dem Bereich des Dampfes. Dann fliegt das Segel auf: ein schmutzig-gelber Lappen, in den sich augenblicks ein frischer Wind gesetzt hat. Auf und nieder springen wir über die Wellen und ein weiß-grüner Schaum gurgelt um die Spitze unseres Bootes. In einer kleinen kalten Stunde sind wir angelangt: der Barkenführer hilft uns die Stiege des molenartigen Holzsteiges erklimmen.

Eine dicke, etwas unheimlich ausschauende Gesellschaft hat sich um uns geschart. Es sind meist hohe, kräftig gebaute Gestalten in schmierigen, blauen Fluderhosen, buntgenähten Westen, gelblich-weißen Hemdsärmeln, mit weißen Friesmützen oder bunten Turbantüchern. Jeder bietet seine Dienste an. Aber unser Barkenführer, der sich unaufgefordert zu unserem Cicerone gemacht, hat rasch alle aus dem Felde geschlagen. Wir haben bereits den Molenstieg hinter uns, und unsere Pässe hat der Hafensbeamte zur Aufbewahrung übernommen.

Durch einen alten, hohen Torbogen aus der Venetianerzeit geht es in die Stadt hinein. Eine enge, staubige, ungepflasterte Straße gilt als die größte Sehenswürdigkeit Durazzos. Es ist eine Bazarsstraße, in der die Schmiede hämmern, die Schuhmacher das Leder klopfen und die Schneider mit den Scheren klappern. Teppiche und Schnitarbeiten stehen zum Verkauf; primitive Arbeitsgeräte und Tischbänke warten auf ihre Käufer. Ein unangenehmer, undefinierbarer Duft schwängert die enge Gasse, deren niedrige, nur wenige Fenster aufweisende Häuschen meist in der gleichen gelbgrünen Farbe gehalten sind.

Wir werden natürlich weidlich angestaunt, denn ein à la franca gekleideter Mensch pflegt sich nur selten in das enge Gassenetz Durazzo zu verirren. Alle zwanzig Schritte streckt ein Bettler seine schmutzige Hand aus, einen Paskisch heischend, aber sämtliche Qualen der mohammedanischen Hölle auf unser Haupt herabfliegend, wenn wir ihm nichts geben.

Gar bald haben wir genug von diesem Straßensilde mit seinen Unrathäufen und seinen mitten auf dem Weg liegenden toten Hunden oder Katzen, um deren Kadaver dicke, schwarz-grüne Fliegen in Unmengen summen. Wir atmen auf, als wir die Stadt im Rücken haben und einer kleinen Anhöhe zustreben, die ein ruinenhaftes Gemäuer krönt.

Und gleich hinter den letzten übelduftenden Häusern beginnt auch die wunderbarste Wildnis. Eichengestrüpp klettert die Hügel hinauf. Große, blaßblaue Thymianblüten tupfen das dunkle Grün des üppigen Grassteppichs. Die weit gebuckelten Blätter einer großen Wolfsmilchart bilden kleine Büsche. Ein Dornengestrüpp hat forallenrote Beerenfrüchte angefüllt. Alte Mauerreste sind in diesem Grasmeer versunken und lugen nun hier und da braun und bröcklig aus dem üppigen Grün hervor. Ein runder, zerfallener Turm steigt auf, dann der weite Bogen eines riesigen Portals und grau-grün verweterte, haushohe Mauern.

Das sind die Ueberreste vom Palast der Amalajuntha, der Tochter des Gotenkönigs Theoderich, die hier in Durazzo Hof hielt. Die Türken, welche die Trümmer wohl ehemals als Kasell benutzten, haben an den Ruinen in ihrer Art herumgebaut. Sie nahmen als Baumaterial, was sie fanden. Und so sieht man heute in der ursprünglich byzantinischen Ringmauer Sulpturfragmente aus der altgriechischen Zeit, aus der spätromischen und aus der normannischen Epoche hineingekleffert. An der imponierenden Größe und Genialität dieser Ruinen hat aber die türkische Hidarbeit glücklicherweise nichts zu mindern vermocht.

Ein herrlicher Ausblick winkt. Klein, grau, unscheinbar und unwirtlich liegt unten die Stadt. Flach dehnt sich das Krüstenland gen Norden, Osten und Süden. Im Westen aber leuchtet das blaue Meer, auf dem flinke Segelbarken gleiten und fern ein paar Dampferschwarzgraue Rauchfahnen über den sonneblintenden Horizont ziehen.

Abwärts führt uns der Weg wieder der Stadt zu. Dort hat sich unsere Anwesenheit bereits in ausgiebigster Weise herumgesprochen. Denn kaum sind wir in den dicht am Hafen gelegenen öffentlichen Garten eingetreten, in dem sich ein Kaffeehaus befindet, als auch schon eine Bande türkischer Rusikanten hinter uns her ist. Und richtig: wir mußten den Höllenlärm über uns ergehen lassen und ihn obendrein noch mit einem Paskisch gebührend bezahlen. Als man aber dann damit anfing, durch die offenstehenden Fenster des Kaffeehauses hindurch uns, gleichfalls Paskisch heischend, mit Blumen, Blättern, Grasshalmen und ähnlichen Dingen förmlich zu bombardieren, machten wir, daß wir unseren Paß zurückhielten und in unsere Barke kamen, die uns über die recht bewegte See zum Dampfer zurückbrachte.

Wir entnehmen diese Schilderung eines in den letzten Tagen und Jahren vielgenannten Plazes den Reisebildern, die unser Genosse Ludwig Lessen unter dem Sammeltitle: „Kreuz und Quer durch den Balkan“ soeben erscheinen ließ. Daß der Vorwärts-Verlag dieses Buch herausgebracht hat, glauben wir schon um des Stoffgehalts willen anerkennen zu sollen. Die Neigung für Schriften der Länderkunde ist in Arbeiterkreisen seit anderthalb Jahrzehnten sehr gewachsen, und es ist sicher, daß

von proletarischer Seite die Literatur dieses Gebiets eigenartig bereichert werden könnte. Der Proletarier reist in fremden Ländern, als Weltreisender, mit andern Zielen, andern Mitteln, als sonst gereist wird, und oft auch stecken ihm Augen von besonderer Art im Kopfe. Wenn hier systematisch gesammelt und gebaut würde, ließe sich die geographische Literatur unserer Arbeiterbibliotheken bemerkenswert nach einer für Proletarier wichtigen Seite hin erweitern und bereichern. Das läge über das Buch Lessens hinaus; aber wir glauben, daß dieses Buch eine Art hat, die ihm in Arbeiterkreisen viel Anerkennung einbringen wird, und wünschen ihm diese Anerkennung schon deshalb, um dem Vorwärts-Verlag Mut zu machen, ein Unternehmen, wie wir es andeuten, zu wagen.

Lessens Buch ist eine Frucht geordneter Reisen. Es ist zusammengewachsen aus einer Reihe überlegter Fahrten, die aus besonderer Neigung darauf ausgingen, einen Ueberblick über die Balkanländer mit ihrem bunten Gemisch von Völkern und Kulturen zu gewinnen. Mit offen-empfindlichen Augen ist Lessen durch die Gebiete gereist, die von Sizilien und Gebirge so merk-würdig aufgeteilt, zerschnitten und verbunden sind, und wo Abendland und Morgenland, Europa und Asien sich in einer Arbeit der Geschichte von Jahrtausenden fortwährend übereinandergeschichtet, gekreuzt und ineinandergeschoben haben. Lessen hat nicht zu einem engeren wissenschaftlichen Zweck forschen wollen, er wollte Natur und Menschen wandernd schauen, und dabei hat ihm eine glückliche Gabe geholfen: ohne Scheuklappen aufzunehmen. Er hat die Kunst, aufzugehen in dem, was der Augenblick ihm in den Weg führt; er hat die Lust, sich unermüdet am farbigen Abglanz des Lebens zu entzücken. Er drängt den Europäer zurück, der die Dinge des Orients leicht mit dem Vorurteil einer überlegenen Kultur betrachtet, er taucht ein in das seltsame Getriebe in Dörfern und Städten, auf Schiffen, Straßen und Märkten, und läßt sich aufmerksam rundum blüend treiben. Eine erstaunliche Fülle farbiger atemender Augenblicksbilder ist das Ergebnis dieser Art zu reisen, und aus der Fülle sammelt sich eine Reihe Eindrücke zu einem Gesamtbilde der Landschaft, der Menschen, der Kultur, das sich nun von dem Bilde des Abendlandes fremd und eigen abhebt.

Ein Meisegug des Buches geht durch Bosnien, Montenegro, Albanien, Griechenland bis Athen. Ein anderer zieht von Serbien durch die wenig beschrifteten Gebiete über Nisch hinaus nach Ueslsch, durch das Amfelsfeld, nach Saloniki und von hier durch das infelselbte Ägäische Meer nach Konstantinopel. Mit kurzen Streifzügen durch Bulgarien und Rumänien schließt das Buch, dessen Inhalt Jise Schübe-Schur durch Federzeichnungen anschaulich ergänzt hat. Gebunden kostet das Buch 1,50 M. Zu wünschen wäre, daß der Verlag ihm eine Karte der Balkanländer einfügte. Eben weil es von vielen Arbeiterlesern in gutem Griff als eine Art Einführung in diese Länder in die Hand genommen werden wird.

## Kleines Feuilleton.

### Verkehrswesen.

Ein Tunnel unter dem Deresund. Die dänischen Ingenieure Quistgaard und Ohrt haben an die schwedische und an die dänische Regierung ein Gesuch um Erteilung der Erlaubnis zur Anlage und zum Betrieb einer Eisenbahn eingereicht, die Dänemark und Schweden durch einen unter dem Deresund zu bauenden Tunnel verbinden soll. Ueber die Einzelheiten dieses Planes kann folgendes mitgeteilt werden:

Die Bahn soll von der Ostküste Seelands (etwas südlich von Kopenhagen) zunächst auf einem Erdwall nach der kleinen Insel Amager übergeführt werden und sodann diese durchqueren. An der Ostküste der Insel Amager geht die Bahn in den Tunnel ein, der zuerst unter dem sogenannten „Drogdenlauf“ nach dem Inselchen Saltholm führt, wo die Bahn wieder über Land von der West- bis zur Ostküste gehen soll. Von der Ostküste Saltholms aus geht die Bahn zum zweitenmal in den Sundtunnel ein, der unter der sogenannten „Flint-Rinne“ bis zur Westküste Schwedens führt. Dort wird bei Limnhamn, etwas südlich von Malmö, gelandet, und die Bahn schwingt nunmehr in einem Bogen bis zur Staatsbahnstation Malmö, wo die Spur der Deresundbahn sich mit dem Gleise der Bahn nach Trelleborg vereinigt. Die größte Tiefe des Tunnels wird 30 Meter betragen. Die Bahn soll eingleisig gebaut werden; doch soll die Anlage so ausgeführt werden, daß man später zum doppelstpurigen Betrieb wird übergehen können. Die Spurweite wird 1,435 Meter, die Maximalsteigung 1:100 betragen. Die Bahn soll mit Elektrizität betrieben werden.

Das Anlagekapital wird auf etwa 100 Millionen Mark angeschlagen. Man meint, daß die Anlage im Laufe von fünf Jahren wird fertig sein können. Es handelt sich im ganzen um eine Tunnellänge von 13 Kilometern. Die Strecke, durch die der Deresund-Tunnel geführt werden soll, ist nach der bestimmten Annahme der Konzessionsuchenden eine Kalksteinschicht. Es ist beantragt worden, daß die Konzession einer Aktiengesellschaft übertragen wird, wenn nicht der dänische und der schwedische Staat selbst die Aufgabe lösen wollen.